

Vom Gottvertrauen und der Ungewissheit des Ausgangs Biographisch gefärbte Anmerkungen zur Lage der Theologie und Ihrer Agenten

Prof. Dr. Joachim Valentin, Haus am Dom, Frankfurt a. M.

Von Zeit zu Zeit mag es sinnvoll sein, einmal auf den eigenen Lebensgang – durchaus auch analytisch – zurückzublicken. „Berufung“ und „Fügung“ – was ist das? Wie haben sie in meinem Leben gewirkt? Waren bestimmte Strategien und Taktiken erfolgreich oder weniger erfolgreich? Haben sich Einschätzung oder Ziele verändert?

Die beiden seit Augustinus für eine christliche Deutung der eigenen Biographie vielleicht wichtigsten sinnstiftenden Metaphern „Berufung“ und „Fügung“ kann ich (wie dieser) kaum anders denn als Instrumente des Rückblicks fassen. Erst *ex post* wird deutlich, an welcher Stelle immer wieder neu Fügung, Anknüpfung an und Fortsetzung eigener Talente stattgefunden hat oder auch einmal der schmerzliche Abbruch von als sinnstiftend erlebten Lebensperspektiven. Erst im Rückblick entstand und entsteht die Erzählung meiner Biographie. Nur aus heutiger Perspektive kann ich sagen, „das ist meine Berufung heute“, in einer Phase kam sie in dieser (etwa der pastoralen) oder jener (etwa der wissenschaftlichen) Dimension stärker zum Tragen. Im eigentlichen Moment der biographisch wirksamen *Entscheidung selbst* muss dagegen vom ergebnisoffenen Ringen um den rechten Weg auf der Basis eines zu diesem Zeitpunkt noch blinden Gott-Vertrauens gesprochen werden. Eine Entscheidung im eigentlichen Wortsinne zu treffen, schließt die Ungewissheit des Ausgangs mit ein, sonst handelt es sich nicht um eine Entscheidung. Wer sich wirklich entscheiden muss, befindet sich in Gottes Hand und legt in diese seine Machbarkeitsphantasien.

Nicht selten werden dabei in solchen „Achsenzeiten der Biographie“ – nach dem Abitur, dem ersten Examen, der Promotion oder der Habilitation – externe Faktoren in einer Weise wirksam, die unsere Vorstellung von strategischer Karriere-Planung, ja selbst moderne Subjekttheorien Lügen strafen. Mag sein, dass meine Karriere geplant wurde, aber nicht in erster Linie von mir.

Und eine weitere Vorbemerkung: Mir sind Menschen unheimlich, die noch vor Ablegen des ersten Examens von sich sagen oder erkennen lassen: Sie wollen „einen Lehrstuhl“. Nach meiner Erfahrung ist eine Karriere nicht als Ganze, sondern nur in Teilen, in einzelnen Schritten planbar. Erst wenn der aktuelle erfolgreich vollzogen ist oder sich ein solcher Erfolg doch mindestens abzeichnet, kann über den nächsten nachgedacht werden. Das eigentliche Ziel bleibt lange, vielleicht bis zum Ende des Weges ungewiss und wird immer nur näherungsweise erreicht. Also muss sich das aktuelle Arbeiten aus sich selbst rechtfertigen. Die Arbeit an der Promotion oder Habilitation sowie die mit einer Stelle in der akademischen Lehre verbundenen Aufgaben müssen *aus sich selbst* erfüllend sein und dürfen sich nicht aus einer für die nahe oder ferne Zukunft angestrebten Position legitimieren. Die Enttäuschung bei Nicht-Erreichen dieses Ziels kann sonst groß werden und das ungelebte Leben auf dem Weg dahin ist nicht wieder einzuholen. Dabei

handelt es sich auch, ja vor allem um ein spirituelles Thema: Erfolg ist keiner der Namen Gottes und der Augenblick, der heutige Tag ist der, in dem es sich mit Gottes Hilfe zu bewähren gilt und der wohl auch im Gebet vor und nachbereitet werden will, damit er sicheren Schritts angegangen werden kann.

1. Theologie in schwerer See – es braucht umsichtige und erfahrene, mit allen Wassern gewaschene Seeleute

Eine Reflexion auf Weg als akademisch arbeitender Theologe kann nicht erfolgen, ohne einen wenigstens kurzen Blick auf die kirchlichen und gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen sie in den letzten 20 Jahren und gegenwärtig gelehrt und gelernt wird. Wenn im Folgenden der Ton eher mahnend und warnend wirkt, sei vermerkt, dass das Theologietreiben für mich immer schon und nach wie vor Quelle geistlich-geistlicher Erquickung ist.

1. Trotz nicht weniger Bemühungen von verschiedenen Seiten, ist das Verhältnis von Theologie, Lehramt und *sensus fidelium* in der Praxis ungeklärt wie eh und je: Der jeweils andere Diskurs wird nur selten als unvertretbare Herausforderungen des eigenen Sprachspiels begriffen. Vielmehr lassen sich in den letzten Jahren nicht wenige Versuche freundlicher oder feindlicher wechselseitiger Übernahmen des *sensus fidelium* bzw. des Lehramtes durch die Theologie, der Theologie oder des *sensus fidelium* durch lehramtliche Äußerungen ausmachen. Der *sensus fidelium* wirkt dagegen jenseits manchmal hilflos wirkender Protestaktionen wie in Sprachlosigkeit oder Privatismus versunken. Hier werden Chancen des fruchtbaren Austauschs im Sinne eines Gangs in die Zukunft *aller* Kirchenglieder unter Wahrnehmung wirklich *aller* Zeichen der Zeit im Lichte der Tradition verspielt. Stattdessen verkämpft man sich an längst menschenleer gewordenen Fronten, an denen sich Moderne und Tradition angeblich unversöhnlich gegenüberstehen.
2. Die Theologie genießt keinen guten Ruf mehr: In den Gemeinden wird gegen sie die eigene „tägliche Erfahrung“ ausgespielt, man „liest nicht mehr“ und schämt sich dessen nicht. Von einigen Vertretern des Lehramtes wird Theologie gegen die Orthodoxie, in der Gesellschaft gegen eine religions- und theologiefreie Vernunft ausgespielt (Giordano-Bruno-Stiftung, Wissenschaftsrat, DFG, Nachbarfakultäten). Die Theologen und Theologinnen sind daran nicht unschuldig: Haben sie doch lange Jahre das pastorale Tun in Gemeinde und Schule eher verächtlich betrachtet, die Interdisziplinarität zu wenig gepflegt, nicht immer auf die eigene Rückbindung in Weltkirche und Diözese geachtet, zu wenig auf die Chancen aber auch natürlichen Grenzen des eigenen Diskurses reflektiert. Das zu ändern beinhaltet – das ist mir bewusst – zum Teil aporetische Forderungen. Gleichzeitig aber – auch das muss vermerkt werden – ist der Reiz der Theologie ungebrosen. Man lernt ihn neu zu schätzen, wenn man religiösen Kulturen begegnet, denen sie fehlt: die Esoterik, der sunnitische Mehrheits-Islam, charismatische oder evangelikale Gemeinden etc.

3. Die deutsche Umsetzung der Bologna Reform bedeutet zumindest für die Geisteswissenschaften und damit für die Theologie das Ende der Universität, wie wir sie kannten. Es bleibt bei allem notwendigen Optimismus zu befürchten, dass unser aktuelles System die Nachteile des europäischen und des angelsächsischen Systems vereint. Eine Reform der Reform steht bevor. Was die Zukunft bringt, ist noch nicht in Sicht. Nur kurz sollen die fehlende Muße der Studierenden, der steigender Druck auf sie durch Studiengebühren ohne wirklich ausreichende Stipendiensysteme, die reduzierte Zeit, die den Lehrenden für Forschung zur Verfügung steht, der geringe Spielraum für experimentierendes Lehren und Lernen erwähnt werden. Das Hauptproblem scheint aber nach wie vor ein beschämender Geldmangel im System zu sein. Beinahe alle, die zurzeit im Mittelbau und in der professoralen Lehre tätig sind, sind noch im alten System groß geworden. Das neue lebt also, was die „(wo)manpower“ angeht von den Ressourcen des Alten. Es gibt Kollegen, die nicht mehr oder nur noch in sehr geringem Maße habilitieren, obwohl – zumindest, wenn sich die Zahl der Studierenden und der Lehrstühle nicht weiter verringert – der Bedarf an Lehrenden der Theologie wächst. Die Renaissance der Religion hat der Theologie nicht unbedingt genutzt: die Studierendenzahlen steigen nicht signifikant, sondern fallen mancherorts eher. Beim Religionsunterricht und im Sozialwesen steht die christliche Theologie unter Druck von Seiten der Religionswissenschaft und der islamischen Theologie, die es zwar *de facto* vorerst nicht gibt, die aber für die Ausbildung der dringend erforderlichen muslimischen Religionslehrer/innen dringend erforderlich ist.

Diese Problemanzeige soll nicht deprimieren und beinhaltet natürlich nicht wenige Chancen und Herausforderungen: Die gesellschaftliche Relevanz der Theologie ist neu zu entwickeln und selbstbewusst vorzuzeigen. Dies sollte nicht unbedingt in neuen Buchreihen, sondern mindestens genau so in den großen Tageszeitungen und den elektronischen Medien geschehen. Der Theologie kann die Mühe nicht erspart werden trotz des rauerer Klimas zwischen den Fakultäten interdisziplinär und interreligiös zu arbeiten. Auf den zu erwartenden Ertrag – eine „missionarische“ Wirkung bei den Vertretern anderer Disziplinen aber auch eine „à jour“ gebrachte Theologie – kann niemand verzichten. Im Rahmen des deutlich enger gewordenen Korsetts, zwischen Drittmittelanträgen und testatbewehrten, jahrein jahraus identisch zu reduplizierenden Lehr/Lernmodulen müssen neue Freiräume für eine forschungsnahen Lehre erkämpft werden. Auch kann eine Disziplin wie die Theologie nicht darauf verzichten weiter Bücher, also Monographien und nicht nur schnellgestrickte Sammelbände hervorzubringen.

2. Begleiter auf dem Weg des Theologen/der Theologin

In welchem Umfeld bewegt sich der Theologe/die Theologin? – mein Weg jedenfalls verlief nicht im luftleeren Raum. Die mit Wegbegleitern und -begleiterinnen gemachten Erfahrungen möchte ich in vier bis fünf Typen kondensiert vorstellen:

- **Die Ehefrau/der Ehemann, das Kind:** Theologietreiben findet in sozialem Kontext statt. Das kann eine Ordensgemeinschaft sein oder eine Familie. Traditionell gab es das Modell des wissenschaftsindizierten Zölibates, in dem nach meiner Kenntnis heute die

wenigsten Lehrenden leben oder einer im Hintergrund dienenden Ehefrau ohne Berufstätigkeit – auch dieses Modell ist deutlich auf dem Rückzug. Manches, was eine Karriere heute verlangt, ist einer Familie kaum zuzumuten: häufige Umzüge auch ins Ausland, langjähriges Pendeln über große Distanzen, Auslandsaufenthalte. Gleichzeitig habe ich selbst die Tätigkeit an einer Universität vor allem durch die ausgeprägte Möglichkeit der „Heimarbeit“ als eine der familienfreundlichsten erlebt, die man sich vorstellen kann. So kann einen die Familie in die Universität hinein und auch wieder aus ihr herausführen. Die Signale der Familie zu Gunsten der Karriere zu überhören kann sehr schnell bedeuten, dass man/frau alleine dasteht und plötzlich das fehlt, was man am nötigsten braucht, aber für allzu selbstverständlich gehalten hatte.

- **Der Mentor/die Mentorin:** Er/sie ist unbedingt notwendig für den Weg in die Wissenschaft. Ohne Mentor, der in die Theologie einführt, Arbeitstechniken und einen guten Stil vorlebt, aber auch für seine Schüler kämpft, ihnen Räume eröffnet, Kontakte herstellt, geht fast nichts. Gleichzeitig ist der dienstlich korrekte wie persönliche freundschaftliche Umgang mit dem Mentor/der Mentorin, der/die doch meist aus einer anderen Generation stammt und oft mehrfach Gutachten und andere Beurteilungen schreiben muss, eine echte persönliche, biographische und spirituelle Herausforderung.
- **Der Schüler/die Schülerin:** Andere auf ihrem Weg ins Leben und in die wissenschaftliche Theologie zu begleiten, gehört für mich zu den erfüllendsten Erfahrungen, die die Universität auch heute noch zu bieten hat. Hier liegt ein Lernort für den theologischen Lehrer par excellence. Man kann das Verhältnis zu ihnen nicht genug pflegen. An einer Anerkennungskultur für Schüler, die nicht selten einen großen Teil der an einem Lehrstuhl anfallenden Arbeit erledigen, muss fortwährend gearbeitet werden. Nicht Ausbeutung, sondern gemeinsames Arbeiten im Team ist zu empfehlen – hier könnte ein echter Vorteil der aktuellen Situation mit ihren unabhängigeren, konkret an ein Forschungsprojekt gebundenen Drittmittelstellen gegenüber der sogenannten Ordinarienuniversität liegen.
- **Der Weggefährte/die Weggefährtin:** Auf dem Weg des Theologen/der Theologin taucht oft schon vor Ende des Studiums eine Gruppe von Weggefährten auf. Engagement in einem Begabtenförderungswerk, einem Graduiertenkolleg oder schlicht der theologischen Fachschaft fordert und fördert Gruppenarbeit. Aus Sparringpartnern im theologischen Diskurs, aus Arbeitsgruppenmitgliedern oder Tischnachbarn im Doktorandenkolloquium werden Freunde, manchmal Ehepartner. Wer den Weg weiter geht, merkt, dass die Gruppe derer, die sich ebenfalls um Stipendien, Drittmittel und andere Stellen und später um Professuren bewerben, keine Unbekannten sind. Meist ist man ihnen schon über den Weg gelaufen, nicht selten trifft man unter ihnen alte Freunde und Freundinnen wieder. Eine ambivalente Erfahrung, aber eben auch ein Stück der Realität. Es gehört zu den Reifeprüfungen im theologischen wie vermutlich in jedem wissenschaftlichen Werdegang, zwischen notwendigem *networking*, Freundschaft und Kollegialität einerseits und lebendiger und gesunder Konkurrenz andererseits zu unterscheiden. Man

sollte sich diese Problemlage früh bewusst machen, damit nicht aus enttäuschter Freundschaft Hass oder epidemisch um sich greifende „*invidia theologorum*“ wird. Sie beendet mindestens so viele hoffnungsvolle Karrieren vorzeitig wie die bisweilen übergroße Sorge um eine befürchtete Verweigerung des „*nihil obstat*“.

3. Schlussbemerkungen zu meiner aktuellen Situation an einer Schnittstelle von Kirche, Theologie, *sensus fidelium* und Gesellschaft

Ich arbeite zurzeit nicht hauptberuflich in universitären Zusammenhängen, sondern als Direktor des katholischen Kulturzentrums Haus am Dom, Frankfurt a. M., der katholischen Akademie des Bistums Limburg, als Islambeauftragter und als katholischer Vertreter im Rundfunkrat des Hessischen Rundfunks, also an Schnittstellen zwischen Kirche, Medien und Gesellschaft. Hier kommt der Umgang mit Vertretern aus anderen Religionen, Politik, Wirtschaft, Kunst, Medien etc. sehr viel häufiger vor als im geschützten Raum der Universität. Die Möglichkeit der politischen und gesellschaftlichen Einflussnahme ist höher, aber auch der Abstimmungsbedarf mit der Bistumsleitung und die Notwendigkeit, sich mit anderen städtischen und kirchlichen Institutionen im Handlungsfeld z.B. der Stadt Frankfurt ins Verhältnis zu setzen. Gerade die hohe öffentliche und innerkirchliche Aufmerksamkeit auf Programm und politische Ausrichtung einer katholischen Institution mitten in der säkularen Metropole mag manchen eher abschrecken. Mich fasziniert die Tätigkeit an der Schnittstelle von Kirche, Wissenschaft und Gesellschaft so sehr, dass zurzeit eine „ordentliche Professur“ keine reizvolle Alternative darstellt.

Das kann sich auch wieder ändern, spätestens, wenn erarbeitete wissenschaftliche Ressourcen und vielleicht auch die physischen Kräfte, die die Verantwortung für etwa 300 öffentliche und nichtöffentliche Veranstaltungen pro Jahr, ein großes Haus und viele anspruchsvolle MitarbeiterInnen und nicht zuletzt eine 60 Stundenwoche, meist fernab des ruhigen Schreibtischs, fordern, einmal aufgebraucht sein werden. Wenn überhaupt etwas, dann vermisste ich heute Tage, vielleicht gar einmal eine ganze Woche Zeit am Stück, um in größerem Umfang lesen oder schreiben zu können – doch das werde, so hört man, ja auch für Lehrstuhlinhaber zunehmend zur Mangelware. Auf den engen Kontakt zu einer nahen Universität zu Studierenden und Lehrenden wie ihn mir seit Neuestem eine außerplanmäßige Professur für christliche Religions- und Kulturtheorie an der Johann-Wolfgang Goethe Universität ermöglicht, wollte ich trotzdem keinesfalls verzichten.

In einer Gesellschaft, die es zunehmend verlernt, religiöse Phänomene zu deuten und für religiöse Sehnsüchte oder Praktiken eine angemessene Sprache zu entwickeln, in der ein vermeintlicher Dualismus von Vernunft und Glaube religiöse Menschen in eine künstliche Konkurrenz zur herrschenden naturwissenschaftlichen Weltanschauung drängt, sind Theologinnen und Theologen auch außerhalb von Gemeinde, Religionsunterricht und Universität nötig. In Redaktionsstuben, Bankentürmen, Künstlerateliers, Parlamenten und natürlich im sich weiter differenzierenden Bildungssystem fehlt theologische Kompetenz allerorten. Dass solche Positionen künftig nicht unbesetzt bleiben, muss freilich eine traditionsbewusste, wache, schnittstellensensible und sprachefähige Theologie bereits an den Universitäten entwickelt und gelehrt werden.